

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Poverelli tutti sono fratelli.

Von Max Barthel.

Die Stadt Roccastrada liegt im Toskanischen auf einem hohen Berg, auf den ich an einem Regenlag anstieg. In den Vorbergen wuchs wilder Lorbeer, das Land aber beherrschte die Stadt oben im Felsen, selber ein kleines, weißes Felsenest. Der Silberpiegel des Meeres war verblüht, die Brandung verdonnerte. In Grosseto vermietete ein alter Italiener dem Wanderer für eine Nacht die Hälfte seines breiten Ehebettes. Das Müllerlein an meiner Seite war hoch in die Siebziger. Aber nun regnete es.

Nach Roccastrada war noch nie ein Fremder gekommen, denn es lag abseits der großen Straßen. Auf dem Stadthaus wurde ich mit großen Gebärden empfangen. Das ganze Haus lief zusammen, den Fremden zu sehen, der um ein Nachtlager bat. Der Bürgermeister kam, die Polizisten, die Schreiber. Ob ich in Rom den König gesehen habe, ob Rom gigantisch und Italien bellissima sei, ob meine Eltern noch lebten, wie meine Schwestern heißen und, mit funkenden Augen, ob ich auch schreiben könne.

Ich antwortete, Rom sei gigantisch, Italien bellissima, den König habe ich nicht gesehen, meine Schwestern heißen — alten Wünschen blies ich lebendigen Odem ein — Laura, Johanna, Beate und Marzisa, meine Eltern seien schon lange tot, aber meine Großmutter lebe noch und schreiben sei mein Beruf, ich sei „un piccolo poeta“ (ein kleiner Dichter).

Das solle ich beweisen! Sie brachten Papier und Tinte und der kleine Poet schrieb einige Verse hin, die in der Luft lagen. Ob ich auch mit lateinischen Buchstaben schreiben könne? Natürlich! Die Männer waren des Lobes voll. Oh, ich sei „un gran poeta“ (ein großer Dichter) lächelten sie liebenswürdig. „Warum aber fahren Sie nicht mit der Bahn?“ Wandern sei so schön, sagte ich, da gehe der Mensch in den Spuren des Glückes, suche und finde auch, wonach sich sein Herz verzehre. „Was haben Sie sonst zu verzehren?“ fragte unter großem Gelächter der Bürgermeister. Ich sagte mein Bettelprüchlein her, wurde mit zwei harten Lire getrüffel und unter vielen „Addios“ nahm ich Abschied, der Wein war gut, die Suppe war gut, das Bett himmlisch.

Nachtwanderung im silbernen Mond vor Florenz, Stimmen und Glocken von den hohen Türmen, erster Rauch des Frühlings, dann Siena, hoch und einsam, übertrumpft von Florenz, das ich am selben Tage erreichte.

Wir saßen in der Weinkneipe „La Bohemia“ bei großen Plänen. Der Karneval war in der Nähe. Der Böhme sagte, mit der Pfennigbettelei sei es nichts, man müsse die Sache richtig schieben, Masken müßten her, einige rote und blaue Nasen, Schminke müsse getauft werden und einige Bärte, dann los, mitten hinein in den Trubel, zugepackt und zugegriffen, wenn es auf unsre ehrenwerten Sprüche nichts gibt. Wenn man die Sache richtig anpackt, garantiere er für jeden Mann zehn Lire.

„Machen wir!“ schrie der Pole, „aber es muß alles in einen Hut und dann geteilt werden!“ Das war selbstverständlich und eines der ungeschriebenen Gesetze der Landstraße. Aber das Gesetz wurde von einem jungen Juden gebrochen, der heute erst angekommen war und — das wußten wir — vom Konsul zehn Lire geholt hatte, und trotzdem behauptete, kein Geld zu haben. Vom ersten Augenblick an wütete zwischen dem Polen und dem Juden erbitterte Feindschaft. Der Streit begann damit, daß der jüdische Russe bestritt, das Russisch des Polen zu verstehen, worauf der Pole giffelte, die Juden seien minderwertig und alles andere eher als Russen. Alter Rassenhaß warf seinen Schlamm an unseren Tisch, verbitterte den Wein und sah in einer Ecke und wehte die Zähne.

Von unserem Tisch überhohen wir die Schenke. Die gefalteten Bände waren mit lächerlichen Bildern von einem simplen Maler bemalt, die er Murgers Bohème entnommen hatte. An den Holztischen saßen italienische Gäste, kleine Bürger, Arbeiter und Fuhrleute bei Wein oder dampfender Schüssel, schwachend, trinkend, rauchend und sahen neugierig auf unsre zerlumpten Tafelrunde, die ihren Hunger im Wein erlöste.

Der Wein verschwemmte den Haß, wir wurden sentimental und sangen. Am schönsten aber sang der jüdische Russe. Man sah über das blaue Meer die tröstlichen Gindden Weiskruhlands, sah in das Ghetto von Pinst oder Minst sah Schmutz und Massaker, Blut und

Tränen, sah die lichtlosen Hinterhöfe und Keller und den erbitterten Kampf des unterdrückten Volkes um den Bissen Brot, um die Lunge voll Luft, um die Hände voll Arbeit, hörte ihr verzweifelltes Schreien und ihre messianische Hoffnung.

Ein Lied verschwebte unsagbar schwermütig. Das Glend im Ghetto ist riesengroß, der Sohn, die Hoffnung und Stütze der alten Mutter, geht in die Fremde, nach Amerita, das Gold zu graben. Im Lied rinnen die Tränen über die alten Wangen der Frau, herzbrechendes Weid schluchzt. Der Abschiedsgefang geht wie eine Totenklage:

„Schreib mir einen Brief,  
Einen lieben Brief,  
Und denk an deine Namen.“

Das „Namen“ endet wie das schmerzliche Amen in einem Choral.

Schwermut überfiel uns. Wir alle waren aus einem Ghetto entflohen, das Gold zu graben. . . Neuer Wein prangt auf dem Tisch. Die Trunkenheit taumelt durch unsre Gehirne, das Blut steigt, eine schwärmerische Flamme, in uns empor. Nebel raucht, Sterne beginnen zu tanzen. Das Glend versinkt, Trost stählt den Nacken. Du hast mich weich gesehen, nimm dich in acht, daß dir die Fäuste nicht den Schädel zerhämmern!

Der Wein lag verschüttet auf dem Tisch. Der Böhme machte aus den roten Pfützen Tiere und Bauernhäuser, denn er war Knecht gewesen, ehe er auf den Landstraßen in die Welt hinauslief.

„Neuen Wein her!“ schrie der Pole, „der Russe muß bezahlen!“ Er hieb mit der Faust auf den Tisch. Die Gläser tanzten, der Böhme malte springende Pferde und weidende Kühe aus den Pfützen. Der Russe lehnte sich an die gefaltete Wand, selbst kaltweiß, erbittert, mit zusammengebissenem Mund, in eisiger Abwehr.

„Geld raus!“ brüllte der Pole, starr und gereizt wie ein böser Stier. „Nein“, sagte der andere mit toter Stimme und äugte nach der Tür. Der Pole rückte näher. „Oho“ zischte er ganz leise.

Die tühle Abwehr stachelte auch uns auf. Es ging jetzt nicht mehr um den Liler Wein, den hätten wir noch bezahlen können, es ging um die unvertegbaren Gesetze der Landstraße. Der Russe wollte über uns stehen und gehörte doch in unsre Tische.

Der Pole begann plötzlich in einer fremden Sprache zu reden. „Ich verstehe nicht polnisch“ sagte der Russe. „Es ist russisch“ heulte vor Wut der Pole.

„Daß doch den Kerl!“ Das war der Böhme, der sich von seinen weingezeichneten Pferden und Kühen erhob und lächelte. Wir starteten verbüstert auf den Russen, der fremd und unbeteiligt in seiner Ecke saß, zum Greifen nahe und doch wie auf einem anderen Stern. „Ich gebe kein Geld“, sagte er sanft, „wenn ihr Wein haben wollt, trinkt, ich will nicht mehr.“

Die Italiener waren von ihren Tischen aufgestanden und starteten uns an. Harie Worte prasselten wie Steinwürfe in unseren Streit. Der tobte weiter und schäumte in blinder Wut. Der Pole goß seinen Weinrest dem feindlichen Kameraden ins Gesicht. Der schlug mit der Faust um sich, riß sich aus den Armschlängen seines Feindes und floh in die Nacht, verfolgt von dem Polen, der nach einer Minute leuchtend zurückkam, „Der Hund war weg“ sagte und einen neuen Liler Wein bestellte.

Dann stand der Trunkene auf, wutoerzerrt, unverkühlt, ging an den Tisch der Italiener und stieß ein Weinglas um. Ehe die Wut der Beleidigten losbrüllten konnte, stand ein Mann auf, ein Fuhrknecht oder Arbeiter und ging mit breiten Schritten auf uns zu. Der Pole holte abwehrend die Fäuste, sentte den Kopf und erwartete den Angriff. Doch der Fremde lächelte nur und sagte: „Poverelli tutti sono fratelli“ (alle Armen sind Brüder).

Wut verschäumte, Erbitterung zerschmolz. Das Blut verflühtte sich und floß dann ruhig und sicher nach dem Herzen und nahm den lehen Schlammrest Erniedrigung mit fort. Das Herz schlug still und feierlich die alten, ruhigen Schläge.

Auch der Krampf des Polen löste sich. Der Böhme malte wieder springende Pferde und weidende Kühe. Die Sterne der Trunkenheit gingen unter, und wir sahen unser Glend und das Glend der Armen, die Arbeitslosen, die Fabrikhallen, die Kranken, die Verzweifelten, die Weinenden und die Hoffenden.

Wir tranken den bitteren Rest vom letzten Wein und gingen in die Nacht und hettelten unser Schlafgeld zusammen.

# Der Herzschlag der Pflanze.

Neue Forschungen eines indischen Gelehrten.

Sir Jagadis Chandra Bose, der berühmte indische Naturforscher, der unsere Kenntnis von den feinsten Lebensvorgängen in der Pflanze so außerordentlich bereichert hat, veröffentlicht demnächst in England ein neues Werk: „Die Physiologie des Saftaufstieges“, in dem seine neuesten Forschungen über diese für die Botanik wichtigen Fragen niedergelegt sind.

Die Ergebnisse seiner langjährigen Untersuchungen über die Ursachen des Aufstieges des Saftes in der Pflanze gibt er schon jetzt bekannt. „Der Baum“, so führt er aus, erlangt sein Nahrungsmaterial aus den Substanzen des Bodens. Er saugt Wasser von den Wurzeln auf, führt es durch den Stamm und atmet es durch die Blätter in die Luft aus. Die Menge des auf diese Weise aufgenommenen und abgegebenen Wassers ist beträchtlich; in einem großen Baum beträgt sie etwa 100 Pfund am Tage; die Höhe gewisser Niesenbäume mag bis 450 Fuß betragen. Die Kraft, die zum Emporheben so großer Wassermengen bis zum Gipfel des Baumes erforderlich ist, muß also sehr bedeutend sein. Auf welche Weise zwingt nun der Baum das Wasser zum Emporsteigen, und welches ist die Quelle dieser Kraft? Diese Frage hat die Aufmerksamkeit aller führenden Pflanzenphysiologen in den letzten 100 Jahren auf sich gezogen, aber das Problem ist bisher ungelöst geblieben. Es ist nicht einmal ganz sicher, ob der Saftaufstieg von der Tätigkeit lebender Zellen herrührt oder ob er von der saugenden Kraft ausgeht, die durch die Verdunstung von den Blättern entsteht wird, indem durch sie das Wasser in das tote Holz gezogen wird. Der deutsche Gelehrte Straßburger versuchte die Frage zu entscheiden, indem er einen Baum vergiftete; aber der Auszug des Wassers vollzog sich trotz der Vergiftung. Man schloß daraus, daß lebende Zellen an der Verteilung des Saftes keinen Anteil haben. Neue Versuche, die in meinem Forschungsinstitut in Kalkutta ausgeführt wurden, haben die Fehler in der Methode Straßburgers aufgedeckt. Eine halbverschmachtete Pflanze, die mit einer giftigen Lösung von Formaldehyd behandelt wird, ist unfähig, die Lösung aufzunehmen; sie verschmachtet mehr und mehr und stirbt in einem Tag oder zwei. Im scharfen Gegensatz dazu steht der folgende Versuch mit einer Chrysanthemumpflanze in einem Gefäß. Sie wurde mehrere Tage ohne Wasser gelassen und schrumpfte vollkommen zusammen, schien fast tot zu sein, aber die Zuführung von etwas Wasser, das eine kleine Beigabe eines anregenden Mittels enthielt, brachte die Pflanze zu einer wunderbaren Veränderung; sie begann energisch Wasser aufzusaugen; der schlaffe Stiel und die trockenen Zweige füllten sich; sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf, und die verkrüppelten Blätter breiteten sich in normaler Weise aus. Solche Versuche beweisen, daß der Saftaufstieg in den Pflanzen durch die Tätigkeit lebender Zellen hervorgerufen wird. Wir müssen nun die genaue Lage dieser Zellen und die Methode der Verbreitung des Saftes feststellen.

Die Annahme von der Einwirkung des atmosphärischen Drucks ist abzulehnen, da dieser Wasser höchstens zu einer Höhe von 34 Fuß heben kann. Mit einem besonderen Apparat gemessen, zeigt sich, daß der Saft unter günstigen Umständen mehr als 100 Fuß in der Stunde emporsteigt. Auch die Annahme von der Saugkraft der Blätter und von einem geheimnisvollen „Wurzeldruck“ führen nicht weiter. Die Vorstellung, als ob der Aufstieg durch einen Zug von oben und einen Druck von unten hervorgerufen würde, wird durch den folgenden Versuch widerlegt. Wenn man von einer Chrysanthemumpflanze alle Blätter entfernt und den Stamm mit einem undurchdringlichen Firnis überzieht, damit also die Umarmung der Pflanze vollkommen ausschaltet und den Wurzeldruck durch Abschneiden der Wurzel beseitigt, so nimmt doch der Aufstieg, wenn das Ende des Stiels in Wasser gesetzt wird, in einem Maße von 60 Fuß in der Stunde seinen Fortgang. Der Aufstieg des Saftes kann daher nur von der Tätigkeit der Zellen abhängig sein.

Um den Sitz dieser Kraft in der Einzelzelle festzustellen, mußten alle Schichten der Zelle von der äußersten Haut bis zum innersten Kern untersucht werden, und zwar während sich die Zelle bei vollem Leben und in Tätigkeit befand. Mit Hilfe einer elektrischen Prüfungsmethode drang ich allmählich Schritt für Schritt von der äußeren Haut bis zum Kern der Pflanzenzelle vor und konnte die regelmäßige Ausdehnung der Zelle und die Aufnahme des Saftes sowie die darauffolgende Zusammenziehung und Abgabe des Saftes erkennen. Die Pflanzenzellen befinden sich also in einem Zustand regelmäßiger Pulsierung, indem sie sich ausdehnen und zusammenziehen. Jede Zelle nimmt während der Phase der Ausdehnung Wasser von unten auf und gibt es während der Phase der Zusammenziehung nach oben ab. Die Periode einer einzigen Pulsierung ist etwa 14 Sekunden; aber unter bestimmten Veränderungen können die Pulschläge sehr viel schneller werden oder auch sich verlangsamen bis zum Aufhören. Die Untersuchungen zeigen ferner, daß die Rinde, die das holzige Gewebe umgibt, die Haupttätigkeit ausübt. Die Rinde, die sich durch die ganze Länge des Baumes hinzieht, ist also der tätige Vermittler der Ausbreitung des Saftes. Die holzigen Gefäße dienen nur als Aufbewahrungsbehälter für das Wasser.

Die Pflanze hat also einen Herzschlag und ein System des Pulses, das dem tierischen Organismus erstaunlich ähnlich ist. Wie das tierische Herz bei erhöhter Temperatur schneller schlägt, so wird auch die Tätigkeit des Pulschlags in der Pflanze dadurch verstärkt, während unter dem Einfluß der Kälte der Herzschlag der Pflanze wie der des Tieres herabgesetzt, ja zum Stillstand gebracht wird. So

geht ein gleicher Rhythmus durch alle Lebensvorgänge. Die Pflanze zieht sich wie das Tier vor einem Reiz zusammen; sie besitzt ein reichentwickeltes Nervensystem; der Kreislauf des Saftes ähnelt dem Blutkreislauf. Reizmittel wirken auf die Pflanze ebenso wie auf das Tier. Es gibt keinen charakteristischeren Lebensvorgang in dem höchstenentwickelten Tier, der nicht in einfacherer Form in der Pflanze vorgeht ist. So werfen diese Forschungen aus dem Pflanzenleben überraschendes Licht auf die Probleme des tierischen und sogar des menschlichen Lebens.

# Völkerwanderungen.

Von Josef Gladel.

Eins der interessantesten Kapitel der Weltgeschichte bilden die Schicksale der fern von ihrer Heimat versprengten Völker und die oft damit zusammenhängenden, vielfach noch rätselhaften Wanderungen der Naturvölker in der Urzeit oder in den fremden Erdteilen vor ihrer Erfindung und Besiedelung durch die Europäer.

Unter den Kahlen und Risspiraten, den vielgenannten jähnen Verteidigern ihrer marokkanischen Berge und Küsten gegen die Franzosen, befinden sich zahlreiche lichtbaarige, blauäugige, den nordgermanischen Völkern völlig gleichende Geschlechter, die der Völkertunde ein bisher unlösliches Rätsel aufgaben. Sind sie Nachkommen der stolzen Vandalen, die unter König Genserich einst in der Landschaft des alten Karthago ein Reich von kurzer Blüte gründeten? Die aber bildeten stets nur eine dünne Oberschicht über den dunklen Eingeborenentämmen und gingen wohl reiflos zugrunde, als der byzantinische Feldherr Belisar im sechsten Jahrhundert nach Christus die letzte Bergfeste eroberte und den nach einem Schwamm, einer Peier und einem Stück Brot verlangenden König Helimar in Fesseln fortgeführt hatte. Zu groß war die Saat des Hasses gewesen, die das harte Regiment des germanischen Herrenvolkes ausgestreut hatte: was dem Schwerte der Feinde entging, war ruhmlos von dem Landvolke mit Knütteln erschlagen oder nach alter afrikanischer Sitte in den Zufluchtshöhlen totergeräuchert. Von diesem dem Tode geweihten Germanentamme können sich unmöglich zahlreiche Geschlechter mehr als ein Jahrtausend hindurch unvermischt in frischer Kraft erhalten haben. Vielleicht müssen wir unendlich weit in die Urzeit des Menschengeschlechtes zurückgehen, um des Rätsels Lösung näher zu kommen. Jahrbundertausende mögen seit den Tagen verfloßen sein, da die ersten Europäer — vermutlich Zwergvölker mit Negerköpfen und knochenstarke, hochgewachsene Stämme — mit armseligen Steinbeilen den riesigen Höhlenbau und das schwer stampfende Mammuth jagten: da kam über gewaltige Völkermassen der russischen Steppen jener geheimnisvolle Wandertrieb, dessen Betätigung in geschichtlicher Zeit mehr als einmal die Landkarte umgeändert hat. Einige Horden gewannen das fruchtbare Mesopotamien und wurden die Ahnen der frühesten Kulturvölker der Welt am Euphrat und Tigris, andere setzten sich an den Ufern des Nils fest, andere wieder durchstreiften Europa bis zur Südwestküste Spaniens. Vielleicht haben diese auch die schmale Meerenge von Gibraltar überwunden. Die Untersuchung der Schädel aus der sogenannten Steinzeit scheint diese Vermutung zu bestätigen. Ihrem Körperbau nach muß es eine kräftige, den Indogermanen ähnliche Rasse gewesen sein, die sich dann in Nordafrika behauptet hat und in den schwer zugänglichen, fast immer unabhängig-gebliebenen Bergländern heute noch blüht.

Rätselhaft bleibt auch der Ursprung des Völkervolkes von Spanien, das in der Art und Bildung seiner Sprache einzig mit einigen nordamerikanischen Indianerstämmen Verwandtschaft zeigt. In der als Tertiärzeit bekannten erdgeschichtlichen Epoche gab es eine Landbrücke zwischen Amerika und Europa: und da in diesem „Morgenrot der heutigen Schöpfung“ Spuren vom Dasein des Menschen jetzt unzweifelhaft nachgewiesen sind, mag auch hier vor ungezählten Jahrtausenden ein merkwürdiger Völkeraustausch stattgefunden haben.

Im Kaukasus und im unwirtlichen Himalajagebirge wohnen Dutzende von kleinen Stämmen, jeder von anderen verschieden, keiner irgendwie mit den großen Völkern der Nachbarhaft verwandt; vergeblich hat sich bisher die moderne Wissenschaft bemüht, nach dem Lande ihrer Wiege und den geheimnisvollen Schicksalen zu forschen, die sie in die Dede und Unzulänglichkeit jener Niesberge geführt haben.

Die eigentümlichen Bilderschriften, Steinbauten, Kolossalfiguren und pyramidenähnlichen Monumente mittelamerikanischer Völker, um die seit Jahrhunderten die wilde Leichtigkeit des Urwaldes wuchert, haben schon die phantastischsten Deutungen erfahren, ohne daß viel vor der strengen nüchternen Forschung bestehen konnte. Reste der zersprengten Stämme des Volkes Israel sollen einst dahin verfloßen sein; urzeitliche Kolonien der alten Pharaonen Ägyptens brachten nach anderer Meinung eine hochentwickelte Kultur in die Indianerländer; beides ist unmöglich, aber die Neugierigkeit mit den altägyptischen Kunstwerken ist verblüffend. Daher bringt es in wenig Licht in das geschichtliche Dunkel, wenn man weiß, daß die Indianer einst hoch im eisigen Norden die Inselbrücke der Beringstraße aus Asien nach Amerika eingewandert sind, und daß lange vor der Entdeckung des Kolumbus chinesische Seefahrer die mittelamerikanischen Küsten besuchten.

Welches verschollene Volk errichtete einst auf der fernab vom Weltverkehr einsam in der Wasserwüste des Stillen Ozeans gelegenen Osterinsel die riesigen Standbilder mit einer Art Inschrift, die wie unheimliche Zeugen einer größeren Vergangenheit auf die armseligen paar Bewohner von heute herabschauen, die stumpf, gleichgültig, ohne Sorge und Erinnerung an ihnen vorübergehen? Wir wissen es nicht

und müssen vielleicht mit dem berühmten Worte des großen Naturforschers Du-Bois-Reanmond hinzusetzen: „Ignorabimus“ (Wir werden es auch nicht wissen).

Ganz vor kurzem sind im unbekanntem Innern der Urwälder Brasiliens wunderbare Felsenmalereien und etwas wie Bilderschrift entdeckt worden, wobei die Zeichnungen sehr lebhaft an ähnliche Tier- und Jagdbilder der Buschmänner Südafrikas erinnern. Die jetzt da nackt und ohne feste Hütten vagabundierenden Indianer, die noch Steinwaffen und Steinwerkzeuge haben, wissen nichts über dies Rätsel der Waldnacht . . . und auch der moderne Forscher kann aus der Fülle seiner Wissenschaft nicht einmal Vermutungen anstellen.

Völkergeschichtliche Rätsel, wie sonst kein anderer Teil des Erdenrunds, gibt der schon genannte Stille oder Große Ozean mit seinen tausend Inseln und Inselchen auf. Wohin deuten die verwandtschaftlichen Beziehungen der bald negerartig kraushaarigen, bald mit ganz schlichtem, strohigem Haarschopf bedeckten Australneger?

Wo stand die Wiege der aussterbenden Maori, die auf Neuseeland wilde Kämpfe mit den riesigen Moorvögeln bestanden, von denen noch alte Heldenlieder künden, und die nach Ausrottung dieser ihrer Fleischlieferanten zur Menschenfresserei übergingen, weil es sonst auf ihrer Insel kein jaabbares Wild gab? Welche riesenhöfsten Wanderungen über die pfadlose Weite des Ozeans mußten vorhergegangen sein, ehe sich die Südsee-Inulaner, vor der Berührung mit dem Branntwein und den Seuchen der Europäer durch wahrhaft griechische Schönheit der Körperbildung ausgezeichnet, über die zahllosen Eilande der unermesslichen Flächen verteilt hatten!

Das alles sind für uns Fragen und Rätsel, so interessant und so merkwürdig, wie je etwas in der Völkergeschichte — aber die Lösung der Probleme scheinen wir kommenden Geschlechtern überlassen oder vielleicht auch für immer darauf verzichten zu müssen.

## Musestunden.

Von Ernst Jahn, Breslau.

Sonntagnachmittag. Mein Beruf zwingt mich auch an den Sonntagen „hinaus ins feindliche Leben“. Aber jetzt klappe ich mein Lourenbuch zu und gehe nach Hause. Vor den Kinos stauen sich schon die Besucher, um ja nicht ihre Lieblingsdarsteller im neuesten Sensationsfilm zu verpassen. Zu Hause angelangt, reinige ich mich vom Schweiß und Straßenstaub, dann esse ich mit meiner Familie zu Mittag. Nun bin ich endlich befreit vom Zwange und kann ein paar Stunden meinen Neigungen leben. Meine Frau bietet ihre ganze Ueberredungskunst auf, damit ich mich niederlege, „nur ein Viertelstündchen“. Ich habe aber dazu wirklich keine Zeit, sondern lasse mich am Schreibtisch nieder und sehe nach, was ich mir für heute vorgemerkt habe. Zunächst eine kleine Auffrischung meines astronomischen Wissens. Während einer im Hause der Woche mit Verwandten gehaltenen Unterhaltung über unser Planetensystem mußten wir zu unserer Beschämung wahrnehmen, daß wir davon nicht viel wußten; nicht einmal die Reihenfolge in der Entfernung von der Sonne. Wie wenig allgemeines Wissen doch selbst ein aufgeklärt sich dünkender Arbeiter besitzt! Erst lernt man sehr wenig und dann entfällt einem das Wenige wieder gar zu rasch. Es ist erstaunlich, wie schnell die Menschen und besonders ganze Völker vergessen. Selbst ihnen zugefügtes Unrecht vergessen diese schnell.

Ich nehme den dritten Band der Intern-Bibliothek „Welterschöpfung und Weltuntergang“ zur Hand (Vorwärts-Buchhandlung). — Das Werk habe ich schon als Handwerksgefelle hestweise bezogen — und nach zehn Minuten hastet es fest im Gehirn: Merkur, Venus, Erde, Mars, dann die Planetiden, und weiter: Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Auch ihre Entfernungen von der Sonne und Umlaufzeiten um diese und um sich selbst präge ich mir ein. Dann aber lege ich das interessante und leichtverständliche Buch beiseite, um dem wichtigsten Gegenstande meines heutigen Feiertagsprogramms mich zuzuwenden.

Durch einen im Parteiblatt erschienenen Aufsatz über „Die Sklavenaufstände im alten Rom“ war ich wieder an die gewaltigen sozialen Kämpfe in der antiken Welt erinnert worden. Vor 35 Jahren bereits hatte ich von einem älteren Parteigenossen Kolbs „Kulturgeschichte der Menschheit“ geliehen bekommen. In wenigen Wochen hatte ich den Inhalt verschlungen. Es war das erste Geschichtswerk, das ich in die Hände bekam, und wenn ich daran denke, wie geistig arm ich bis zu der Zeit gewesen bin, dann preise ich den Zufall, der mich mit der damals besten Kulturgeschichte bekannt gemacht hat. Neben Bebel's „Frau“, Kautsk's „Karl Marx' ökonomische Lehren“ und einigen Lassalle'schen Schriften, ist es das Werk gewesen, das mich dazu begeistert und befähigt hat, verhältnismäßig früh öffentlich für unsere Partei agitieren zu können. Später habe ich die beiden trefflichen Bände käuflich erworben und meiner Bibliothek einverleibt.

Ich nehme den ersten Band aus dem Reaal und lese im Abschnitt „Das Altertum — Römer“ Seite für Seite, bis der Abend seine ersten Schatten niedersenkt. Ueberwältigt von den dort geschilderten sozialen Zuständen, begeistert für die kaiserlichen Volkstribunen, deren es schon vor 2000 Jahren gab und die auch damals unter steter Lebensgefahr für die Besißlosen eingetreten sind, und erschüttert von ihrem meist tragischen Ende — Revolver gab es zu der Zeit noch nicht, dafür aber wurde von den Feinden des Volkes eifrig mit Gift und Dolch gearbeitet — lege ich das Buch aus der Hand. Dann esse ich mit

meiner Frau zu Abend und gehe mit ihr noch ein Stündchen in die Luft. Am Himmel blühen schon die ersten Sterne auf; hell und klar strahlt bereits die Venus. Meine Frau zitiert leise singend die ersten zwei Zeilen des Liedes aus dem „Lannhäuser“ „O du mein holder Abendstern, wie grüßt ich immer dich so gern“. Ja, sage ich, die Sternenwelt ist doch das größte Wunder und doch gehen die meisten Menschen achtlos daran vorüber. Der Anblick der fernsten Weltkörper und das, was ich nachmittags darüber gelesen, gibt reichlichen Gesprächsstoff in der Unterhaltung mit meiner Frau. An Leib und Geist erfrischt und erfreut über das Ergebnis des Sonntags, lenken wir unsere Schritte wieder unserem Heim zu. Vor den Kinos stauen sich neue Massen zur dritten Vorstellung.

## Die Marcellaise.

Zu ihrem 130. Geburtstag.

Von Alfred Hein.

Die Freiheit entglühte dem nächtigen Straßburg des Jahres 1792 eine riesige duftende Blutorose, die in den Himmel zerfloß. Jeder vom neuen Geist Besessene dehnte die Glieder wohligh in ihrem süßen Schatten. Die Widerpenstigen aber rissen den Degen aus der Scheide — Straßburg war in diesen Tagen ein Hauptlager der Rheinarmee — und stachen zähneknirschend in die unruhig raunende Nacht. . . . Doch der herzwühlende, begeisterte Blutorosenduft blieb. Freiheitsgeist durchwogte die Cassen. Scharf ging der Rhein. Der Rhein brodelte ein Lied. Ein hungriges Freiheitslied. Das Lied der Freiheit. Die Marcellaise! Unkräft von den Alpen her versammelnd, sehnstüchtig nach dem userlosen unrauten Tatenvollbringen des Meeres, den sternblühenden Himmel in sich spiegelnd, formte chaotisch der Dichter Rhein das Lied! Frühlingswind fing es auf, trug es empor an den hochströmenden Türmen des nachtschwarzen Münsters, senkte es mit jähem Wurf in die Cassen; — an einem Fenster stand ein über sein Kriegshandwerk sinnender Offizier, dessen Herz fing es auf und gestaltete es zu Worten.

Nie war die Ironie der Schickung größer als in dem Augenblick, da der Freiheitslied der Welt das Herz eines Royalisten von Fleisch und Blut, Rouget de Lisle, besesselt. Wie widerwillig sich die Verse in dem Unbedeutenden formten! Er will das Lied zu einem Mordstürmsang der Armee stampeln! Aber es wächst über ihn hinaus, es singt von Schar zu Schar, immer begeisterungs-trunkener herausgeschrien, es wird aus der Taufe gehoben in Marcellaise, fanatische Matrosen sind seine Boten. Rouget de Lisle aber flucht dem „Satan“, der dieses Lied in sein Herz gesenkt habe. Er dichtet es unwissend und blöde, wie der Handwerker mechanisch das geniale Werk des Erfinders ausführt.

Bald erkennt Paris Rougets wahre Gesinnung, und die Freiheit, die sein Lied entsefelt hat, wirft ihn ins Gefängnis. Aber man besinnt sich wieder auf die Heiligkeit seiner Sendung, und am Feste der Vernunftgöttin wird die Marcellaise der öffnende Schlüssel seines Kerkers. Zehntausende von Seelen jubeln begeistert „seinem“ Sang ihm entgegen, er bleibt kalt. Mit hochmütigem Offiziersgesicht — die Menge legt es als Dichterstolz aus — durchschreitet er die begeisterungsbrausenden Menschenmassen. Dann sieht der Kleine, Unbedeutende dahin, der Bluteiß der Riefen Marcellaise erdrückt den engherzigen Royalisten. Nochmals wird er ins Gefängnis geworfen. Nochmals befreit ihn, den „Dichter“, sein Kollege Béranger. Das Lied macht ihn verfolgungswahnsinnig.

Nie hat ein Mensch so sehr sein eigenes Werk gehaßt. Nie wird noch im Tode einem Menschen mit seinem eigenen Werke weniger Freude bereitet worden sein als Rouget de Lisle. Ueber seinem Grabe sang Paris die Marcellaise, und die Welt lautete hingerissen. Der Dichter aber, hätte er den Begeisterungsbraus noch vernommen, würde den Deckel des Sarges wütend zersprengt haben mit gellem Schrei: „Das Schandlied ist nicht mein!“

## Gebet.

Brich an, du Morgen, glutdurchfloht,  
Du heil'ger Tag brich an!  
Laß Flammen lodern, blutigrot,  
Zum freien Licht hinan!  
Laß brausend wilde Stürme weh'n,  
Laß über Berg und Tal  
Gewaltig, großend Donner geh'n,  
Jag' Blitze ohne Zahl  
Durch's Aethermeer!  
Laß wild der Elemente Heer  
Durch' Weltall zieh'n,  
Laß alle Sterne feurig glüh'n! — —  
Dann aber, wenn die Nacht vorbeie,  
Wenn alle Welt von Elend frei:  
Dann laß auf bloßen, leisen Zeh'n  
Den Frieden durch die Lande geh'n;  
Und keine Macht soll ihn entweih'n.  
Dann woll'n wir wieder Menschen sein,  
Und keiner Herr und keiner Knecht,  
Ein Leib, ein Wille, ein Geschlecht,  
Woll'n wir empor zur Herrlichkeit. —  
Dann aber, dann ist un're Zeit.

F r i e d r i c h M a c h e, Metallarbeiter.

**Sitten als Folge der Mode.** Die Geschichte hat in den Wandlungen der Kleidung lange Zeit den Ausdruck der gleichzeitigen Kultur gesehen, und Jakob Falke schrieb vor einem halben Jahrhundert seine Geschichte der deutschen Tracht unter diesem Gesichtspunkt. Daß es dabei ohne gewisse Gewalttaten und Ausdeutungskünste nicht abging, ist erklärlich, und ein tiefes Eindringen in die Probleme der Trachtengeschichte hat gezeigt, daß vielfach gerade der umgekehrte Weg beschritten wird, daß sich vielmehr das Auftreten und Woblingen gewisser Sitten zwanglos und folgerichtig aus den Modeformen der Epoche erklären läßt. Eine Reihe überraschender Beispiele für diese Zusammenhänge bietet der bekannte Kulturhistoriker Max v. Boehn in einem Aufsatz der Zeitschrift „Faust“. „Nicht die Sitten macht die Mode“, sagt v. Boehn, „sondern die Mode beeinflusst die Sitten, und sie steht in ihrer Wirkung in dieser Beziehung auf einer Linie mit den Nahrungsmitteln. Ist es doch bekannt, daß die Einführung von Tee, Kaffee und Schokolade den Charakter der Gesellschaft auf das nachdrücklichste geändert hat. Als die riesigen Mühlsteinkrausen aufkamen, mußte man die Pöfsele länger machen, damit die Träger ihren Mund erreichen konnten. Wesentlich aber war, daß in Frankreich die Art der Begrüßung eine andere wurde. Bis dahin hatten die Herren die Damen, denen sie vorgestellt wurden, mit einem Kuß begrüßt. Nun besetzte die Mode diese Gewohnheit, denn so lange beide Geschlechter Tragen um den Hals trugen, die den Umhang und die Widerstandskraft von Wagenrädern besaßen, konnten sie sich in der Dessenlichkeit nicht mehr warmen.“ Wehnlich verhielt es sich mit dem Gruf der Herren. Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts behielt der Herr seinen Hut immer auf dem Kopf, auch im Zimmer. Beim Gruf wurde die Kopfbedeckung nur zurückgestoßen, ohne das Haupt zu entblößen, und das Abnehmen des Hutes wurde für eine Entwürdigung gehalten. Als dann im 17. Jahrhundert die großen Hüte mit den langen Straußenfedern aufkamen, wollte man diese Tracht zeigen, nahm sie ab und schwenkte sie zum Gruf. Im Zeitalter der großen Allongeperücken und der gepuderten Köpfe hätte man sich durch Aufsetzen eines Hutes die ganze Frisur verdorben; deshalb trug man im 18. Jahrhundert den Hut immer unter dem Arm und streckte ihn beim Gruf vor, wie der Soldat seine Flinte beim Präsentieren. Wie das Verschwinden gewisser Moden auch Bräuche aufhören läßt, beweisen die Duellen. So lange jeder „Kavalierr“ den Degen an der Seite trug — was das ganze 18. Jahrhundert hindurch der Fall war — bildeten die Duellen einen Krebschaden der Gesellschaft, den keine Regierungsverbote ausrotten konnten. Casanova beklagt sich einmal darüber, daß man jeden Augenblick wegen der geringsten Kleinigkeit seinen Degen ziehen müsse, denn rauflustige Leute bedienten sich dieses „Kleidungsstückes“ unter den wichtigsten Vorwänden. Daß das beständige Tragen eines Degens unter den Studenten die Rauflust erhöhte, ist verständlich. Als mit der englischen Herrenmode das Tragen des Degens aufhörte, nahm sofort die Häufigkeit der Duellen ab.

**Farbenblindheit.** Wer nicht selbst farbenblind ist, kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie ein Farbenslinder seine Umgebung eigentlich sieht. Bei der schwersten Art der Farbenblindheit, der totalen, vermag der Mensch überhaupt keine Farben wahrzunehmen: er sieht alles nur grau in grau, wobei er jedoch die Helligkeitswerte unterscheiden kann. Glücklicherweise kommt die totale Farbenblindheit verhältnismäßig selten vor. Viel öfter tritt dagegen die partielle Farbenblindheit auf, bei der nur einzelne Farben nicht wahrgenommen werden, und die man als „Rotgrünblindheit“ bezeichnet. Die Rotgrünblindheit kann sich verschieden äußern. Entweder sieht der Betreffende das Rot als helle oder gelbe Farbe und verwechselt dunkles Rot mit hellem Grün (Grünblindheit), oder er sieht rot als dunkle Farbe und verwechselt infolgedessen helles Rot mit dunklem Grün (Rotblindheit); manchmal wird auch nur gelb und blau nicht erkannt, so daß alles in den roten und grünen Farben des Spektrums oder zum Teil in grau gesehen wird (Blau-gelbblindheit). Diese letzte Art der Farbenblindheit kommt indessen auch ziemlich selten vor. — Die Farbenblindheit, die gewöhnlich angeboren ist und sich auch fast immer auf beide Augen erstreckt, findet sich vorwiegend beim männlichen Geschlecht. Auf 1000 Männer kommen im Durchschnitt 30 Farbenslinder auf 1000 Frauen jedoch nur 3, was einige Forscher damit erklären, daß vom ersten Beginn der Kultur ab die Frauen weit mehr als die Männer mit Farben und Farbengebung zu tun hatten. Die Schärfe der Farbenslinder ist in der Regel normal. Die Entstehung der totalen Farbenblindheit ist darauf zurückzuführen, daß die farbenempfindlichen Zapfen der Netzhaut des Auges funktionsunfähig oder überhaupt nicht vorhanden sind, wogegen bei der Rotgrünblindheit nur die rot-grünempfindlichen Zapfen fehlen. Farbenblindheit wird meistens vererbt und zwar oft in einer ganz eigenartigen Gesetzmäßigkeit, indem sie vom Großvater auf den Sohn der normalstichtigen Tochter übertragen wird. Sie ist auch häufig eine Begleiterscheinung nervöser Augenkrankungen. Daß das an sich gesunde Auge plötzlich oder allmählich farbenslind wird, kommt hingegen fast nie vor. — Obwohl die Farbenblindheit eine ziemlich verbreitete Erscheinung ist, erfolgte ihre erste wissenschaftliche Beobachtung erst im Jahre 1759, worauf 1794 John Dalton, ein Chemiker, der selbst farbenslind war, eine eingehende Beschreibung der Farbenblindheit herausgab. — Farbentüchtiges Sehen ist bei verschiedenen Berufen unerlässlich, besonders aber für die Eisenbahner, die in die beiden Signalfarben Rot und Grün aufs schärfste erkennen und auseinanderhalten

müssen. Sie haben sich daher einer obligatorischen Farbenwahrnehmungsprüfung zu unterziehen. Diese Prüfung geschieht entweder in der Weise, daß man dem Prüfling Wollbündelchen in allen Farben vorlegt und ihm sodann einzelne Farben bezeichnet, die er aus den vielen Farben herausfinden muß, oder darin daß er farbige Scheiben, Gläser oder Tafeln richtig nennen muß.

## Naturwissenschaft

**Blumen, die sich nicht vertragen.** Gar mancher Blumenfreund hat schon arge Enttäuschungen erleben müssen, wenn er zueinander passende und in der Farbe schön abgestimmte verschiedene Blüten in einer Vase vereinte. So finden wir oft, daß Orchideen, zu denen wir irgend ein anderes Gewächs unserer Breiten in die Vase stecken, selbst zwar in der gewohnten Schönheit prangen, die anderen Blüten aber vergiften, so daß sie Keld und Blätter bald hängen lassen. Ebenso verhalten sich aber auch — darauf weist Reklams „Univertum“ hin — die echte Narzisse und das liebliche Maiglöckchen. Vereint man sie in einem Glase, so wird das Aussehen der Narzisse bald bleich und wässrig. Hier ist es das Maiglöckchen, dessen Säfte der Narzisse das Lebensende bereiten. Wehnlich verhält sich die Reseda, die taum mit irgendeiner anderen Blume vereint werden darf. Auch das beliebte Chrysanthemum ist ein arger Mörder. Das sollte jeder beachten, der heute die teuren Blumen wahllos vereint, will er Freude an dem sinnigen Schmud seines Zimmers haben.

## Gesundheitspflege

**Vom Obstessen.** Alljährlich um die Zeit, wenn das frische Obst am begehrtesten scheint, tauchen bei Kindern wie auch bei Erwachsenen allerhand Verdauungsstörungen auf, die durch den Obstgenuß hervorgerufen wurden. Eine gewisse Vorsicht sollte beim Genuß frischer Früchte immer beobachtet werden. Frisches, völlig reifes Obst, von einem gesunden Menschen in mäßiger Menge genossen, wird kaum jemals eine Gesundheitsstörung nach sich ziehen und im Gegenteil nur günstig wirken, weil es einerseits infolge seines Gehalts an Zucker und Fruchtsäuren die Verdauung befördert, andererseits dem Körper wiederum durch den Zucker, dann aber auch durch seine Vitamine, die erst in jüngster Zeit entdeckten Ergänzungsnährstoffe, sowie durch seine Mineralsalze wertvolle Nahrungssubstanzen zuführt. Außerdem werden durch den Genuß frischen Obstes die Zähne gereinigt und durch die Fruchtsäuren sogar gewissermaßen desinfiziert. Allein, wie gesagt, das Obstessen hat auch seine Schattenseiten. Vor allem hüte man sich davor, angefaultes Obst zu essen oder unmittelbar auf das Obst Wasser oder sonst größere Flüssigkeitsmengen zu trinken. Daß bei großer Hitze das Obstessen weniger ratsam sei, ist ein unbegründeter Aberglaube. Frische und tadellose Früchte können auch bei der größten Hitze ohne Bedenken verzehrt werden. Eine weitere selbstverständliche Voraussetzung beim Obstessen ist, daß die Früchte vor dem Genuß immer gereinigt werden, weil alle möglichen Keime an ihnen haften können, die, in den Darm gelangt, Erkrankungen erzeugen. So werden z. B. durch den Genuß ungewaschenen Obstes sehr oft die Eier des Spulwurmes auf den Menschen übertragen. Man braucht bloß einen Apfel zu essen, auf dessen Schale der Wind ein paar der winzigen Spulwurmeier abgesetzt hat und die Infektion ist fertig. Besonders auf dem Lande, wo es um die hygienischen Verhältnisse oft noch schlecht bestellt ist, und wo somit an Infektionsherden kein Mangel herrscht, sollte man die Früchte vor dem Essen immer reinigen. — Die Verdaulichkeit der einzelnen Obstsorten ist sehr verschieden. Am leichtesten verdaulich sind im allgemeinen Pfirsiche und Aprikosen, auch reife Pflaumen sind vom gesunden Magen gut zu verdauen, wogegen Birnen und Kirschen schwerer verdaut werden. Äpfel werden nach ungefähr 3 bis 4 Stunden verdaut. Menschen mit schwachem oder krankem Verdauungsapparat sollen besonders Kernfrüchte, also Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, Erdbeeren und Brombeeren mit Vorsicht genießen oder sie besser überhaupt meiden, da die kleinen Kerne die Darmschleimhäute reizen können und dadurch Störungen veranlassen. Obst soll ferner nicht in den nüchternen Magen und auch niemals in größerer Menge gegessen werden, weil der Magen, wenn er keine festen Bestandteile zu verarbeiten hat, das Obst allein nur schwer bewältigt. Es gibt Menschen, die auf den Genuß frischen Obstes regelmäßig Unbehagen empfinden; in solchen Fällen muß natürlich das Rohobst unbedingt vermieden und das Obst nur in gekochter Form und mit Zucker gesüßt genossen werden.

Alle Welt weiß, daß das Proletariat unserer Zeit hauptsächlich durch die Einführung und Verbesserung der Maschinen bedingt worden ist, daß in dem Maße, als der Ackerbau, die Fabrikation, die Schifffahrt und der Straßenverkehr durch die Vervollkommnung der Gerätschaften eine nie geahnte Ausdehnung erlangt haben, die Menschenkraft alle Autonomie (Selbständigkeit) verloren hat und als ein Glied, als ein zwar lebendiges, aber totem Wert äquivalentes (gleichwertiges) in den Maschinenbetrieb eingetreten ist. Die Menschen gelten nur noch als Händel! Soll aber das der Sinn der Maschinen in der Kulturgeschichte der Völker sein? Sollen die Triumphe des menschlichen Genies zu weiter nichts dienen, als das Menschengeschlecht elend zu machen? Gewiß nicht.